

Michael Spurlock
und Jeanette Windle

Wenn sich
Wunder begegnen

Die wahre Geschichte einer Gemeinde,
der neues Leben eingehaucht wurde

Aus dem Englischen von Beate Zobel

GerthMedien

Für meine Frau und unsere Kinder



Jesus aber sagte zu ihnen:

„Mein Vater ist ständig am Werk und deshalb bin ich es auch.“

Johannes 5,17

Vorwort

Meine Familie und ich kommen gerade von einer Israel-Reise zurück. Wir haben die sogenannten „heiligen Stätten“ in Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und an weiteren Orten in Israel besucht. Erstaunlich, wie nahe wir uns Jesus dort gefühlt haben. Hier hat er als Mensch gelebt. Statt sich von seiner Schöpfung abzuwenden, hat Gott sich klein gemacht und ist als Mensch auf diese Welt gekommen. Wie schön ist doch unser Glaube, wie wunderbar unser Gott!

An einem Tag unserer Reise stand ich am Jordan und erzählte meinen Kindern, wie sich hier einst der Himmel geöffnet hat und der Heilige Geist auf Jesus herabkam, während Gott, der Vater, laut hörbar erklärte, dass Jesus sein geliebter Sohn sei. An einem anderen Tag besuchten wir den Ort, wo einst der Tempel gestanden hatte, in dem Jesus als Baby gesegnet wurde. Dann sahen wir neben den Toren der alten Stadtmauer Geldwechsler und mir war, als hätte sich seit damals, als Jesus selbst in Jerusalem gelebt hatte, nicht viel verändert. Aber nicht nur, dass ich überall an die biblischen Geschichten erinnert wurde, ich hatte während unserer Reise durch Israel die ganze Zeit über ein unerklärlich gutes Gefühl. Am liebsten wäre ich noch viel länger geblieben. Genau hier, wo ich in diesem Moment war, hatte Jesus einst gelebt. Hier hatte er das getan, was sein Vater von ihm verlangte.

Die Geschichte, die in diesem Buch erzählt wird, ist mir sehr vertraut. Sie ist ein Stück meines eigenen Lebens. Doch verglichen mit den Geschichten von Ye Win, Pastor Bu Christ und den vielen anderen

Männern und Frauen, die auf den folgenden Seiten lebendig werden, ist mein Leben sehr geordnet, ja beinahe schon eintönig verlaufen. Wie harmlos waren rückblickend doch die Herausforderungen, die ich als existenzielle Krisen empfunden habe, gemessen an den Katastrophen im Leben meiner burmesischen Freunde. Bei ihnen ging es wirklich um Leben und Tod. Aber Gott hat mit ihnen und mit mir eine gemeinsame Geschichte geschrieben. Eine Geschichte zu seiner Ehre und zum Segen für uns und andere.

Seither sind einige Jahre vergangen, aber die Ereignisse von damals erfüllen mich immer noch. Sie leben in mir weiter, auch wenn ich inzwischen in einer anderen Stadt wohne und Pastor einer anderen Gemeinde bin. Während ich noch Teil des Geschehens war, ist es mir schwergefallen, darüber zu reden. Mir fehlte der Überblick, und ich konnte nicht verstehen, warum das alles passierte.

Doch aus heutiger Perspektive verstehe ich immer mehr, was man aus dem Geschehenen lernen kann. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr begreife ich, was ich damals als junger Pastor einer kleinen, aber stetig wachsenden Gemeinde in Smyrna im US-Bundesstaat Tennessee erlebt habe. Immer wieder kommen mir auch heute noch neue Gedanken zu dem Erlebten. Diese Gedanken erfrischen und bereichern mich.

Zwar konnte ich die Ereignisse damals nicht immer nachvollziehen, aber trotzdem kam vieles von dem, was ich erlebte, nicht überraschend für mich. Es erinnerte mich vielmehr an die alten, vertrauten Geschichten, die ich aus der Bibel kannte. Gottes Handschrift war auch bei uns in Smyrna deutlich erkennbar. Wir Menschen haben immer wieder die gleichen Bedürfnisse und erleben ähnliche Nöte. Deswegen reagiert Gott auch immer wieder gleich – väterlich, übernatürlich, gnädig und in vielerlei Hinsicht überraschend.

Manchmal fehlte uns Wasser. Wir oft habe ich in der Bibel von Menschen gelesen, die Gott mit Wasser versorgte, als sie es brauchten. Also was tat Gott – damals wie heute? Er fand immer wieder neue, erstaunliche Möglichkeiten, uns mit Wasser zu versorgen. Wir erlebten das,

was wir aus den biblischen Geschichten kannten. Gott griff bei uns ein, genauso wie damals.

Dann brauchten wir dringend Leute, die bestimmte Gaben besaßen, und was tat Gott? Er schickte sie uns und zwar immer genau im richtigen Moment. Kennen wir das nicht auch aus der Bibel? Immer wieder sandte Gott den Menschen einen Boten, der ihnen genau die Versorgung brachte oder der genau die Fähigkeit besaß, die gerade benötigt wurde.

Einmal ging es uns wie der Witwe, die zu Elija sagte: „Ich habe keinen Bissen mehr, nur noch eine Handvoll Mehl im Topf und ein paar Tropfen Öl im Krug. Ich lese gerade ein paar Holzstücke auf und will mir und meinem Sohn die letzte Mahlzeit bereiten. Dann müssen wir sterben“ (1. Könige 17,12). Auch wir hatten den Punkt erreicht, an dem es nicht mehr weiterging. Doch dann erlebten wir das Gleiche wie die Witwe: „Der Mehltopf wurde nicht leer und das Öl im Krug versiegte nicht“ (1. Könige 17,16). Unsere letzten Reste reichten viel länger, als es rein rechnerisch möglich gewesen wäre. Tatsächlich wurden die knappen Vorräte von damals immer noch nicht aufgebraucht und bis heute haben die Menschen in der All-Saints-Gemeinde immer alles, was sie zum Leben brauchen.

Wir freuen uns, wenn andere, die ihre Hoffnung auch ganz auf Gott setzen, durch unsere Geschichte ermutigt und getröstet werden. Doch auch wenn wir selbst beeindruckt und überwältigt von dem sind, was Gott bei uns getan hat, ist es nichts Neues oder Einmaliges. Unsere Erfahrungen erinnern an das, was Männer und Frauen in der Bibel auch schon erlebt haben: Gott hat schon immer so gehandelt. Er kam damals auf diese Welt, um in das Geschehen einzugreifen, und er tut es auch heute noch, bei uns und bei anderen.

Die Welt ist voller Leid und viele Menschen fragen immer: „Wo ist Gott? Gib es ihm wirklich? Interessiert es ihn eigentlich, was hier los ist?“ Ich kann aus tiefster Überzeugung sagen: Er ist lebendig. Er nimmt Anteil an dem Schicksal der Menschen und greift ein. Er handelt und wirkt auch heute noch, so, wie er es schon immer getan hat.

Stolz und Eigensinn hätten die All-Saints-Gemeinde fast zerstört.

Niemand rechnete mehr damit, dass diese Handvoll Leute, die nach dem ganzen Streit noch übrig waren, in so kurzer Zeit wieder Teil einer blühenden Gemeinde sein würden. Gäbe es keinen Gott, dann wäre das Schicksal dieser kleinen Gemeinde vollkommen egal gewesen. Aber es gibt ihn, den einen lebendigen Gott. Er ist zu uns gekommen, hat unsere Wunden versorgt und uns wieder lebendig gemacht. Wir erleben Jesus so, wie ihn die Menschen schon damals in Israel kennengelernt haben. Jesus sagt zu uns, genauso wie zu dem Gelähmten: „Ich befehle dir: Steh auf, nimm deine Matte und geh nach Hause!“ (Markus 2,10-11). Mit uns ist er durchs tiefe Tal gegangen und hat uns an einen Ort des Friedens geführt, an dem wir sinnvolle Aufgaben bekommen haben und Jesus in und durch uns lebendig werden konnte. Er will das für jeden tun, der sich nach ihm sehnt, der seinen Weisungen bereitwillig folgt und sich von ihm verändern lassen möchte.

Die Geschichte, die wir in diesem Buch erzählen, ist die Geschichte von einem lebendigen Gott, der versucht, mit uns Menschen in Kontakt zu treten, der zu uns spricht und eine Beziehung mit uns eingehen will. Es ist aber auch die Geschichte von einfachen Menschen, die in ihrer Not zu Gott gerufen haben. Als er antwortete, haben sie versucht, das umzusetzen, was sie gehört haben. Wir haben es in dieser Geschichte mit Leuten zu tun, die aufeinander zugegangen sind und Gott gesucht haben. Statt passiv zu bleiben, haben sie sich dafür eingesetzt, dass Gottes Wille geschieht. So wurden wunderbare und übernatürliche Dinge möglich, die aber in gewisser Weise auch ganz normal waren, weil der lebendige Gott nun mal ständig solche Dinge tut. Mich trösten diese Gedanken sehr. Gott lebt und er setzt sich für seine Geschöpfe und für sein Volk ein, heute genauso wie vor Tausenden von Jahren.

Jesus aber sagte zu ihnen: „Mein Vater ist ständig am Werk und deshalb bin ich es auch“ (Johannes 5,17).

Pastor Michael Spurlock
Frühjahr 2017

Prolog

Der Gestank gehörte zu den besonders unerträglichen Seiten dieses endlosen Krieges. Obwohl Ye Win mit seinen neunzehn Jahren schon lange Soldat war, hatte er sich daran immer noch nicht gewöhnt. Die Schönheit der Landschaft ließ den Krieg umso hässlicher erscheinen.

Der Garten Eden konnte nicht viel schöner gewesen sein als diese Hügellandschaft im Südosten Myanmars. Aus dem saftigen Grün der Büsche und Sträucher leuchteten blühende Bäume und wilde Orchideen in Gelb, Orange und Rosa. Kristallklare Bäche durchzogen das Land und stürzten sich in glitzernden Wasserfällen in die Täler. Strohgedeckte Bambushütten drängten sich zwischen Felder, Obstplantagen und Bananenpalmen. Das alles wurde von riesigen Teakholzbäumen und anderen Laubbäumen überragt, die ihre tiefgrünen Kronen in den Himmel reckten.

Doch die Nebelschwaden, die heute zwischen dem Dschungel und dem wolkenverhangenen Himmel waberten, machten es den burmesischen Truppen leicht, unbemerkt den Hügel hinaufzukommen. Die Schüsse, die immer wieder fielen, hatten das Geschnatter der Affen verstummen lassen. Auch Pfauen und Papageien, die sonst mit ihren schrillen Schreien die Luft erfüllten, hörte man heute nicht. Umso durchdringender war der Gestank. Wo der kühle Nebel sonst den schweren Duft des zerfallenden Laubes trug, roch es jetzt nach verwesenden Leichen, Schießpulver und brennenden Häusern.

Diese scheußliche Mischung füllte Ye Wins Lungen, bis er sich an

keinen anderen Geruch mehr erinnern konnte. Auch an ein Leben vor dem Krieg, vor dem Kämpfen und Töten, konnte er sich nicht erinnern. Wie war es gewesen, als er nicht ständig hungrig und durstig war, als er nicht den Schutz der Nacht herbeisehnte, die ihn vor den burmesischen Soldaten verbergen würde?

Vor drei Tagen hatte Ye Win diesen Posten bezogen. So lange dauerte das Gefecht nun schon an. Genau wie die anderen aus seiner Einheit hatte auch Ye Win den Befehl erhalten, am Berghang einen Schützengraben auszuheben und von dort aus die feindlichen Soldaten abzuwehren. Deshalb hatte er in dem von Granateinschlägen zerfurchten Boden Stellung bezogen. Die kleine Guerilla-Truppe um Ye Win sollte das Dorf abschirmen, das oben auf dem Hügel lag, denn dort befand sich die regionale Kommandozentrale der Nationalen Befreiungsarmee der Karen (*Karen National Liberation Army*, KNLA).

Endlich zwang die einsetzende Dämmerung beide Seiten zur Ruhe. Unter dem von Regenwolken beherrschten Himmel erschien der Dschungel pechschwarz. Jede Bewegung hätte tödlich enden können. Daher mussten beide Lager in ihren Stellungen verharren, bis es wieder hell wurde.

Doch Ye Win hatte genug von seinem Schützengraben. Der lockere Boden hatte ihm zwar das Graben leicht gemacht, aber während er in dem Loch saß und angestrengt über den Rand spähte, rieselte ihm unablässig Erde auf den Kopf und in den Nacken. Hier unten, in seinem Loch, hätte Ye Win unmöglich schlafen können. Doch nur wenige Schritte von seinem Graben entfernt stand eine Gruppe hoher Bambusbäume. Mit hastigen Bewegungen kroch Ye Win auf dem Bauch aus seinem Versteck und in den Bambushain. Die Dunkelheit machte ihn unsichtbar. Dankbar streckte er sich aus, froh darüber, ein paar Stunden schlafen zu können, ehe er im Morgengrauen in das Schützenloch zurückkehren musste, weil das Kämpfen weitergehen würde.

Aber Ye Win schlief länger als geplant. Als er die Schüsse hörte, waren sie kaum mehr als fünfzig Meter entfernt. Da spürte er auch schon den

Schmerz. Nun war er hellwach, aber es war zu spät. Maschinengewehrsalven peitschten von allen Seiten in das Bambuswäldchen. Ye Win sah Blut. Er war getroffen worden, vermutlich ins Bein. Nein, das Blut kam aus seinem Bauch. O nein, er war sogar zweimal getroffen worden!

„Ich bin verwundet!“, schrie Ye Win.

Um ihn herum erschienen jetzt KNLA-Widerstandskämpfer. Es gelang ihnen, die burmesischen Regierungstruppen zurückzudrängen. Als sich die Feinde weit genug zurückgezogen hatten, kamen sofort die Sanitäter. Auf einer Trage wurde Ye Win zum KNLA-Lager gebracht. Schnell war klar, dass er sogar dreifach getroffen wurde. Ein Feldarzt gab ihm Morphium und entfernte die Kugeln. Damit war für Ye Win der Krieg vorerst zu Ende.

Die folgenden Tage und Wochen lag Ye Win unter einem einfachen Strohdach in dem sehr dürrtigen Lazarett der Nationalen Befreiungsarmee der Karen. Es gab keine Antibiotika, deswegen entzündeten sich die Wunden. Zusätzlich erkrankte er an Malaria. War dies sein Ende? Ye Win wusste, dass er dem Tode nahe war. Was würde ihn danach wohl erwarten?

Ye Win war davon überzeugt, dass es einen Gott im Himmel gab, der ihn sah und sein Schicksal lenkte. Er gehörte zum Volk der Karen, der größten ethnischen Minderheit Myanmars, und seine Familie hatte sich schon vor vier Generationen zum Christentum bekannt. Ye Wins Vater hatte ein theologisches Seminar besucht und war Pastor geworden, zwei seiner älteren Geschwister waren Evangelisten. Schon zweihundert Jahren zuvor hatten die ersten amerikanischen und europäischen Missionare die gute Nachricht von Jesus zu den südostasiatischen Bergvölkern, den Karen, Kachin, Lisu und anderen Volksgruppen gebracht. Sie lebten im Gebiet des heutigen Myanmar, das damals noch Burma hieß, und auch in den angrenzenden Ländern. Damals bekehrte sich ein kleiner Teil der Karen zum christlichen Glauben.

Ye Win hatte sich jedoch vom Glauben seiner Kindheit abgewandt, als er sich mit dreizehn Jahren dem bewaffneten Widerstand anschloss.

Heute konnte er sich gar nicht mehr erinnern, wann er zuletzt eine Kirche betreten hatte. Nein, die Welt, in der er lebte, war voller Hass. Obwohl Ye Win noch so jung war, klebte an seinen Händen schon viel Blut. So konnte er Gott garantiert nicht gegenüberreten.

Drei Wochen lag er nun schon in dem provisorischen Lazarett, aber seine Wunden wollten nicht heilen. Eines Tages stand dann plötzlich der befehlshabende Offizier neben Ye Wins Matte. Er sprach von einem Flüchtlingslager in Thailand, auf der anderen Seite der Grenze, wo die medizinische Versorgung deutlich besser sei. Außerdem war das Lazarett mittlerweile überfüllt von Karen, deren Häuser von den Regierungstruppen niedergebrannt worden waren. Die Kommandozentrale der Nationalen Befreiungsarmee war somit voller Menschen, die nicht wussten, wohin sie gehen sollten. Also erhielt Ye Win den Befehl, diese heimatlos gewordenen Karen in ein thailändisches Lager zu bringen. Er selbst sollte dann auch dortbleiben und seine Wunden behandeln lassen.

Das Flüchtlingslager war kaum fünfzig Kilometer von dem Lazarett entfernt. Aber um dorthin zu kommen, musste man sich zunächst unbemerkt durch die Gebiete der burmesischen Armee schlagen, dann dichten Dschungel durchqueren und schließlich einen Fluss überwinden. Ye Win war von den Entzündungen in seinem Körper geschwächt, doch die Gruppe, für deren Wohl ihm die Verantwortung übertragen wurde, war sogar noch schwächer. Es waren Frauen, kleine Kinder und alte Leute dabei. Alle waren halb verhungert und viele waren sehr krank. So brauchten Ye Win und die Gruppe der heimatlosen Karen drei volle Tage für die Reise. Um das Gebiet der burmesischen Armeen zu durchqueren, nutzte Ye Win Späher, die vorauseilten und ihn über Funk warnten, wenn Truppen ihnen entgegenkamen. Dann versteckten sie sich schnell ins Dickicht des Dschungels und verharrten dort reglos, bis die Gefahr vorüber war. Selbst die Jüngsten bis hin zu den Babys lernten schnell, in diesen Momenten absolut leise zu sein.

Nachts drängten sie sich in der Tiefe des Dschungels dicht aneinan-

der. Es durfte noch nicht einmal ein Feuer angezündet werden, weder zum Kochen noch zum Schutz vor Tieren, denn die menschlichen Feinde waren weitaus schlimmer als alle Leoparden, Giftschlangen und anderen Raubtiere, die im Wald lebten. Am dritten Tag hatten sie ihre Lebensmittel- und Wasservorräte aufgebraucht.

Landminen waren eine weitere dauernde Gefahr auf ihrer Reise, vor der sie sich kaum schützen konnten.

Aber dann erreichte die erschöpfte Gruppe endlich den Fluss Salween (auf Deutsch auch: Saluen oder Salwin), der die Grenze zwischen Burma und Thailand markierte. Kleine Kanus warteten schon auf die Flüchtlinge und brachten sie über die Grenze. Nun war es nicht mehr weit bis zu dem thailändischen Lager, in dem vor allem weitere Angehörige des Volkes der Karen lebten. Kaum waren alle in Sicherheit, schwand Ye Wins Kraft und er brach zusammen. In der Krankenstation des Flüchtlingslagers bekam er dann endlich die lang ersehnten Antibiotika und Malaria-Medikamente, blieb aber die nächsten vierundzwanzig Stunden bewusstlos.

Am dritten Tag ließ das Malaria-Fieber langsam nach, aber Ye Win war immer noch so schwach, dass er sich nicht auf den Beinen halten konnte. Zum Essen gab es nichts außer Reis, dabei hätte er dringend etwa Eiweiß gebraucht. Das einzige Wasser, das es im Lager gab, war mit Krankheitserregern, die den Dünndarm angreifen und schwere Durchfälle verursachen, verseucht. Ye Win fühlte sich in diesen Tagen entsetzlich allein und verlassen. Alle, die er im Lager bislang gekannt hatte, waren entweder gestorben oder hatten sich so weit erholt, dass sie nach Burma zurückkehren und weiterkämpfen konnten. Die meisten der Flüchtlinge starben. Niemand machte sich im Lager die Mühe, sie zu begraben. Man warf die Leichen einfach in den Fluss, der sie dann ins Meer schwemmte. Es waren einfach zu viele.

Die Chancen für eine Genesung waren auch für Ye Win sehr gering. Doch das kümmerte ihn kaum. Wozu sollte er weiterleben? Das einzige Leben, das er kannte und das er sich ausgesucht hatte, bestand aus

Kämpfen, Fliehen und sich Verstecken. Nun lag er in diesem Lager auf einer dünnen Matte, zur Untätigkeit verdammt, schlaflos und seinen Gedanken ausgeliefert.

Immer wieder musste er, während er dort lag, an Gott denken. Den Gott, den schon seine Eltern, Großeltern und Urgroßeltern verehrt hatten. Als Kind hatte er auch auf eine kindliche und vertrauensvolle Art und Weise zu diesem Gott geredet. Während seine Gedanken sich immer wieder um diesen einen Gott drehten, wurden sie langsam zu Gebeten.

In seinen Gesprächen mit Gott ging es Ye Win nicht um Heilung oder den Wunsch, weiterleben zu dürfen. Er betete: *Gott, ich habe das Kämpfen so satt. Ich will nicht mehr töten. Es sind schon so viele Menschen durch meine Hand gestorben, direkt vor meinen Augen. Am liebsten würde ich das alles hinter mir lassen und anfangen, mit dir zu leben. Hast du einen Plan für mich, in dem ich nicht kämpfen und nicht töten muss? Wenn du einen solchen Plan für mich hast, dann soll dir mein restliches Leben für immer gehören.*

Ye Win konnte damals auf seinem Krankenbett nicht ahnen, wie schnell Gott auf dieses Gebet reagieren würde. Und auch nicht, wohin Gott ihn schon bald bringen würde. Dieses eine Gebet hat so viel Gutes ins Rollen gebracht. Und das nicht nur für Ye Win, sondern auch für viele andere Menschen.

1

Würde er diesen Weg zur Kanzel heute das letzte Mal gehen? Hielt er gleich seine letzte Predigt? Würde er hier nie wieder das Abendmahl austeilen? Wie immer wurde Pastor Michael Spurlock Teil der kirchlichen Tradition, während er mit den Ministranten und Helfern durch den Mittelgang nach vorne zum Altar schritt. Sein grün-goldenes Gewand hob sich dabei deutlich von den weißen Überwürfen der Ministranten und der anderen Helfer ab.

Die kleine Kirche, durch dessen Gang der Pastor schritt, nannte sich All-Saints-Gemeinde und war eine Episkopalkirche der Vereinigten Staaten von Amerika, einer Mitgliedskirche der anglikanischen Gemeinschaft. Die Episkopalkirche ist eine der ältesten Denominationen der USA, theologisch zwischen katholischer und evangelischer Kirche angesiedelt.¹ Das Gebäude der All-Saints-Gemeinde stand in der Stadt Smyrna im US-Bundesstaat Tennessee. Trotz der geringen Größe hatte Pastor Michael Spurlock sie schon beim ersten Anblick ins Herz geschlossen. Die roten Ziegelwände mit dem steil abfallenden, hellgrauen Dach, von dem aus ein großes, keltisches Kreuz in den Himmel ragte, erinnerten an die kleinen Kirchen in England und Schottland. Zusätzlich lag die Kirche auf der Kuppe eines grünen Hügels, was den Eindruck weiter verstärkte. Von hier aus hatte man einen herrlichen Blick über die sanft gewellte Landschaft mit ihren saftigen Wiesen und

1 https://de.wikipedia.org/wiki/Episkopalkirche_der_Vereinigten_Staaten_von_Amerika (Zugriff am 16.5.2018)

dichten Wäldern, durch die sich malerisch ein kleines Flüsschen schlängelte.

Im Inneren hoben sich die kirschbaumfarbenen Holzbalken der hohen Decke deutlich von den weißen Wänden, den Glasfenstern und den schlichten Holzbänken ab. Der Altarraum im vorderen Bereich wurde von einem belgischen Gemälde aus dem 18. Jahrhundert geschmückt. Es zeigte Jesus am Kreuz. Zu seinen Füßen lag Adams Schädel. Ein Symbol für das, was auch Paulus in der Bibel beschreibt: „Weil ein Einziger ungehorsam war, sind alle zu Sündern geworden. Ebenso werden alle vor Gott zu Gerechten, weil der eine gehorsam war“ (Römer 5,19). Dem Altar gegenüber, am hinteren Ende der Kirche, fiel das Licht durch ein bemaltes, rundes Glasfenster in die Gemeinde. Dieses Fenster zeigte das Lamm Gottes, wie es triumphiert, so wie es im fünften Kapitel der Offenbarung in der Bibel beschrieben ist.

Aber ein anderes, bemaltes Fenster mochte Pastor Michael noch mehr. Es befand sich im Nebenraum der Kirche und zeigte den Heiligen Polykarp, der in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts Bischof von Smyrna gewesen war. Dieses Smyrna war Namensgeber für die Kleinstadt in Tennessee und lag im damaligen Kleinasien. Es ist das heutige Izmir, die drittgrößte Stadt der Türkei. Neben dem Bild stand die Antwort, die Polykarp gab, als er sich zwischen dem Glauben an Jesus und dem Tod auf dem Scheiterhaufen entscheiden musste: „Ich diene Jesus schon seit 86 Jahren und er hat mir nie etwas Schlechtes wiederfahren lassen. Wie kann ich meinen König und Retter dann verleugnen?“

An diese Dinge dachte Pastor Michael, während er den Gang in der kleinen Kirche entlangschritt. Er liebte diesen Ort und würde seine kleinen Besonderheiten vermissen. Aber noch viel mehr würde er die Menschen dieser Gemeinde vermissen. Denn sie waren es, die diese Gemeinde ausmachten. Nein, er war sich sicher: Er wollte nicht weg von hier, nicht weg von ihnen. Aber an diesem Sonntag schritt er durch eine fast leere Kirche. Nur ein paar Besucher saßen zwischen den viel zu leeren Bänken. Ja, sie waren mehr geworden in den neun Monaten, seit er

nun hier predigte. Statt der anfänglichen fünfundzwanzig Besucher im Gottesdienst waren heute etwa vierzig anwesend. Aber auch das reichte einfach nicht. Es waren nicht genug Leute, um ein funktionierendes Gemeindeleben aufrechtzuerhalten, geschweige denn sein Gehalt zu bezahlen. An die Schulden der Gemeinde über mehr als 850.000 US-Dollar, für die die Gemeinde monatlich allein 5.500 US-Dollar für die Zinsen zahlen musste, durfte er gar nicht denken. Die Pastorenstelle in der All-Saints-Gemeinde war Michaels erste Stelle, nachdem er seine theologische Ausbildung abgeschlossen hatte. Und schon steckte er mitten in einer unlösbaren und vor allem hoffnungslosen Situation.

Es ist nicht so, als habe man ihn nicht vorgewarnt. Die All-Saints-Gemeinde hatte Jahre vor Michael zu den am schnellsten wachsenden Gemeinden in Tennessee gehört. Ihren Ursprung hatte sie in einer Bibelgruppe gehabt, die sich zunächst im Eingangsbereich eines Ladens getroffen hatte. 1997 war aus dieser kleinen Gruppe an Gläubigen eine eigene, neue Gemeinde geworden, und 2001 wurde dann das schöne, neue Kirchengebäude eingeweiht.

Aber dann, nur wenige Monate bevor Michael seine erste Stelle als Pastor an der All-Saints-Gemeinde antrat, hatte es einen großen Konflikt zwischen den Gemeindemitgliedern gegeben. Ein Großteil der Mitglieder war daraufhin ausgetreten und hatte dabei nicht nur Teile der Einrichtung, Gewänder, Kelche und andere Gegenstände aus dem Kircheninneren mitgenommen, sondern auch die Bankkonten aufgelöst. Aber die großen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Mitgliedern waren leider auch nach der Trennung noch nicht überwunden. So klein die übrig gebliebene Gruppe auch war, die Meinungen blieben gespalten. Nur in einem Punkt waren sich die Zurückgebliebenen einig: Das hier war ihre Gemeinde. Durch die Spaltung hatten sich die Probleme nicht lösen lassen. Trotzdem würden sie die Gemeinde auf keinen Fall verlassen.

Michael erinnerte sich noch lebhaft an den Tag, als Bischof Bauerschmidt ihm diese Pastorenstelle anbot. Der Bischof hatte den Kir-

chenbezirk, zu dem die All-Saints-Gemeinde zählte, gerade erst übernommen. Er machte Michael klar, dass die Zukunftsaussichten für die All-Saints-Gemeinde mehr als schlecht waren: viel zu wenig Mitglieder für ein Gebäude mit viel zu hohen Schulden. Es war nur eine Frage der Zeit, bis man die Kirche samt Grundstück verkaufen müsste, um die Schulden zu tilgen. Erst dann wäre ein Neubeginn möglich. Doch weder Bischof Bauerschmidt noch Michael konnten sich mit dem Gedanken, eine Kirche zu verkaufen, anfreunden.

„Übernehmen Sie doch einfach mal diese Gemeinde und geben Ihr Bestes. Dann werden wir ja sehen, was geschieht“, riet der Bischof.

Michael zögerte zunächst. So hatte er sich seine erste Stelle nicht vorgestellt. Diese Gemeinde war finanziell in einer Sackgasse. Und er war der einzige bezahlte Mitarbeiter ohne jegliche praktische Erfahrung als Pastor, schon gar nicht im Umgang mit zerstrittenen Christen. Dazu kamen die ganzen Schulden. Nein, während seines Studiums hatte er sich sein Leben als Geistlicher ganz anders vorgestellt. Das hier war ein vermintes Feld, nur ein erfahrener Pastor würde sich hier langfristig behaupten können. Außerdem musste er auch an seine Familie denken. Seine Frau hat vor Kurzem ein kleines Mädchen zur Welt gebracht. Es war ihr zweites Kind. Einen siebenjährigen Sohn hatten sie auch schon. Als Familienvater musste er verantwortungsvoll handeln. Drei Jahre lang hatte seine Frau Aimee das Geld verdient und sich gleichzeitig um ihren gemeinsamen Sohn gekümmert, damit Michael weiter studieren konnte. Das hatte bereits alle Kraft von ihr gefordert. Und nun hatte sie auch noch ein weiteres Baby, um das sie sich kümmern musste. War es da fair, überhaupt über eine so fordernde Pastorenstelle nachzudenken?

Als Michaels bester Freund Karl Burns von den Überlegungen hörte, reagierte er mit gespielter Begeisterung: „Genial! Wenn du diesen Karren aus dem Dreck gezogen bekommst, werden dich alle als Held feiern. Klappt es nicht, wird dir aber keiner einen Vorwurf machen – schließlich weiß ja jeder, dass das unmöglich ist.“

Also fragte Michael den Bischof: „Was ist, wenn ich nicht nach Smyrna gehe? Welche anderen Optionen habe ich noch?“

„Ich weiß es nicht“, war seine ernüchternde Antwort. „Du solltest es dir zumindest mal anschauen.“

Nur anschauen ist ja kein Problem, dachte Michael. Also machte er sich auf den Weg nach Smyrna, doch als er zum ersten Mal vor der Kirche stand, war sie abgeschlossen. Was sollte er jetzt tun? Nirgendwo sah er eine Menschenseele. Er sah sich weiter um und ließ seinen Blick über die Felder, den kleinen Fluss und die Wälder schweifen. Ein großer Teil von dem, was er dort sah, gehörte der All-Saints-Gemeinde. Eine Fläche von fast neun Hektar, was zwölfteinhalb Fußballfeldern entspricht. Als Michael dann durch eines der Rundbogenfenster ins Innere der Kirche spähte, geschah es: Ein tiefer Friede und eine unbeschreibliche Freude durchfuhren ihn. Ja, Gott wollte ihn genau hier haben. Das war seine Berufung. Das war sein neues Zuhause. Wenn es irgendwie möglich war, würde er den Menschen hier helfen, ihre Probleme aus dem Weg zu räumen. Und irgendwie würde es ihm gelingen, diese Gemeinde nicht schließen zu müssen.

Seit diesem ersten Besuch in der All-Saints-Gemeinde waren neun Monate vergangen. Und Michaels damals noch so hoffnungsvolle Erwartungen hatten sich nicht erfüllt. Auch wenn ein paar Mitglieder dazugekommen waren, steckte die Gemeinde immer noch in einer finanziellen Notlage. Die monatlichen Einnahmen deckten nur ein Drittel der Ausgaben, die durch das ganz normale Gemeindeleben entstanden. Und das war ohne sein Gehalt, denn das musste immer noch vom Kirchenbezirk gezahlt werden.

Im Spätherbst hatte der Gemeinderat dann zögernd eingewilligt, das Kirchengebäude zum Verkauf anzubieten. Es gab keinen anderen Ausweg. Seither fragten sich Michael und die Gottesdienstbesucher Sonntag für Sonntag, wie lange sie noch in diesen Räumen Gottesdienste feiern würden. Der Verkauf des Gebäudes verzögerte sich zunächst immer wieder. Und schon bald war es Weihnachten und Michael war immer

noch Pastor der All-Saints-Gemeinde. Auch in den folgenden Monaten verbesserte sich die Lage nicht und es gab weitere Schwierigkeiten beim Verkauf des Anwesens. Deswegen erlebte Michael auch noch Ostern in dieser Gemeinde.

Aber dann ging plötzlich alles sehr schnell. Ein ernsthaftes Kaufangebot wurde gemacht, die Einwilligung des Bischofsrats wurde erteilt und schon schienen die Tage der Gemeinde gezählt. Aber Michael weigerte sich innerlich, darin das Ende der All-Saints-Gemeinde zu sehen. Eine Gemeinde bestand nicht nur aus einem Kirchengebäude. Vor allem keine Gemeinde, die als Bibelkreis in einem Laden angefangen hatte. Vielleicht konnten sie genau dort einen zweiten Anfang starten.

Es sollte uns bei alledem nicht darum gehen, neue Leute zu gewinnen, damit wir mehr monatliche Spenden erhalten. Dieser Gedanke beschäftigte Michael schon seit längerer Zeit. Wir können doch nicht Menschen in die Gemeinde einladen, nur damit mein Gehalt finanziert wird und wir die Schulden bezahlen können. Viel wichtiger ist es, dass wir eine gesunde Beziehung untereinander aufbauen und die Menschen dieser Gemeinde innerlich geheilt werden. Und dann können wir überlegen, was Gott durch uns in Smyrna erreichen will.

Michael war mittlerweile den Gang komplett entlanggeschritten und im Altarraum angekommen. Der letzte Ton des Orgelvorspiels verklang langsam. Michael wandte sich der Gemeinde zu, um die Eröffnungssätze für den heutigen Sonntag vorzulesen. Er blickte in die ihm so vertrauten Gesichter. Aber irgendetwas war heute anders. Da sah er sie: Drei neue Gesichter, zwei Männer und eine Frau, saßen in der letzten Bankreihe. Er hatte sie noch nie gesehen und sie kamen auch ganz bestimmt nicht aus dieser Gegend. Mit ihrer goldbraun glänzenden Haut und den pechschwarzen Haaren grenzten sie sich optisch von den Einwohnern von Smyrna ab. Außerdem trugen die Männer handgewebte Westen mit Fransen. Rock und Bluse der Frau waren auffällig bunt bestickt. Waren das etwa Azteken? Oder Maya? Indianer? Oder kamen sie sogar aus Südostasien?

Während Michael den Gottesdienst an diesem Sonntag weiter leitete, dachte er nicht mehr über die Besucher nach. Als die Orgel das letzte Stück des Gottesdienstes gespielt hatte, ging er in sein Büro, um sich umzuziehen. Vorher hatte er gesehen, wie seine Frau Aimee mit den drei Neuen sprach, also musste er sich keine Sorgen machen. Aimee hatte die Gabe, jedem das Gefühl zu geben, willkommen zu sein. Sie war eine ausgesprochen warmherzige Person. Ein Klopfen an der Tür unterbrach Michaels Gedanken. Aimee spähte herein. „Unsere Gäste würden gerne mit dir reden.“

Und schon standen die Besucher in seinem Büro. Natürlich kannte Aimee schon alle Namen.

„Das sind John und Daisy Kunoo“, stellte sie das ältere Ehepaar vor. Dann zeigte sie auf den jüngeren Mann, der vielleicht Ende zwanzig oder Anfang dreißig und auffallend muskulös war. „Und das ist ihr Sohn, Ye Win“, erklärt Aimee weiter. „Die drei sind Karen. Sie sind erst vor Kurzem nach Smyrna gekommen und würden dich gerne etwas über unsere Gemeinde fragen.“

„Koreaner?“, fragte Michael. Also hatte er mit der Vermutung, sie könnten aus Südostasien kommen, richtig gelegen.

„Nein, keine Koreaner“, verbesserte Aimee ihn schnell. „Karen, aus Myanmar. Das frühere Burma. Sie sind Christen. Da, wo sie herkommen, gibt es auch eine episkopale Kirche. Stell dir das mal vor! Ich glaube, sie nennen sie dort anglikanisch. Aber egal. Ye Win spricht jedenfalls gut Englisch, er kann dir das am besten selbst erklären.“